

Malte Faber und Reiner Manstetten
Über die Bedeutung von Vertrauen und Dankbarkeit für den
Nachhaltigkeitsdiskurs
Grüner Salon
9.4.2026 19.30

Malte Faber

Vertrauen

Wir haben ein Buch zur Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus (Manstetten, Reiner und Malte Faber, *Ist die Welt noch zu retten? Zur Enzyklika von Papst Franziskus*, Springer, 2025) veröffentlicht, und ihr erwartet von uns wahrscheinlich einige Überlegungen zu **diesem Thema**. Aber nach einigem Nachdenken, haben wir uns beide geeinigt, dass wir heute Abend das Thema Religion und Umweltpolitik etwas anders beginnen. Wir werden etwas ansprechen, was **tiefer** liegt als das, was im Wortlaut der Enzyklika steht, nämlich das Thema Vertrauen und Dankbarkeit. Bevor ich auf den Gedanken des Vertrauens und danach Reiner auf das Thema Dankbarkeit eingehe, möchte ich eine kleine Vorbemerkung machen.

Uns ist bewusst – und vielleicht geht es Euch

ähnlich –, dass Begriffe wie *Vertrauen* oder *Dankbarkeit* schnell so klingen, als hätten sie mit den konkreten politischen und ökologischen Problemen, die uns beschäftigen, nicht viel zu tun.

Klimakrise, Artensterben, soziale Spannungen – da denkt man eher an Regulierung, an Preise, an Institutionen, an Machtfragen.

Und trotzdem haben wir beim Schreiben unseres Buches zunehmend den Eindruck gewonnen:

Wenn wir nur auf dieser Ebene bleiben, greifen wir zu kurz.

Denn die Art, wie wir wirtschaften, wie wir Politik betreiben und wie wir mit Natur umgehen, hängt auch davon ab, *wie wir die Welt überhaupt wahrnehmen*.

Und genau an dieser Stelle kommen die beiden genannten Begriffe ins Spiel, die zunächst vielleicht ungewohnt wirken – nämlich Vertrauen und Dankbarkeit.

Nun zum Thema Vertrauen

Für alles Gute, was aus menschlicher Tätigkeit hervorgeht, ist Vertrauen eine notwendige Bedingung – das gilt ganz besonders für Fragen der Nachhaltigkeit. Vertrauen ist nicht Optimismus – auch wenn es oft damit verwechselt wird –, sondern eine Haltung, die über Optimismus und Pessimismus hinausgeht.

Ich kann das vielleicht an einem einfachen Beispiel aus eigener Erfahrung verdeutlichen:

Als ich vor mehr als vier Jahrzehnten begann, mich mit Umwelt und Nachhaltigkeit zu beschäftigen, war ich Optimist. Ich dachte: Umweltfragen sind prinzipiell lösbar. Wir können das Richtige machen und es gibt gute Aussichten, dass wir das Richtige tatsächlich machen werden. Seit einigen Jahren empfinde ich anders als früher, ich könnte sagen, ich bin pessimistisch: Was immer wir tun, es ist zu wenig, und wenn große Gesellschaften wie die USA nicht einmal das tun, was sie tun könnten, sieht das Ganze noch schlimmer aus. Aber das, worum es geht, lässt sich mit Optimismus oder Pessimismus eigentlich nicht erfassen. Auch als ich Optimist war, hatte ich durchaus ein Gespür für die gewaltigen Probleme, die möglicherweise nicht lösbar sind. Aber auch in meiner gegenwärtigen pessimistischen Phase, in der ich jetzt bin, meine ich Potentiale für Lösungen zu spüren, die noch gar nicht zutage getreten sind.

So nehme ich weder meinen Optimismus noch meinen Pessimismus besonders ernst. Seit ich meditiere und Zen übe, habe ich in mir ein Vertrauen entdeckt, das ganz und gar aus der Gegenwart entspringt und in die Gegenwart hineinführt. Dieses Vertrauen ist eine ungeheure Kraft. Es schützt vor den Illusionen des Optimismus und der Verzweiflung des Pessimismus.

Jetzt ein Wort zur Enzyklika *Laudato si'*: In den besten Passagen des päpstlichen Dokumentes habe ich etwas von dem Vertrauen wiedergefunden, was mich trägt. Vertrauen hängt unmittelbar mit Unwissen (Faber, Malte, Reiner Manstetten und John L.R. Proops 1992) zusammen. Denn nur, wo wir etwas nicht wissen, ist Vertrauen angesagt. Ich sehe heute die große Gefahr in den Gesellschaften, dass sich eine Mentalität des Misstrauens ausbreitet. Darüber hat uns Joachim Drumm in unserer letzten Sitzung ausführlich berichtet. In Einzelfällen ist dieses Misstrauen mehr oder weniger berechtigt, aber es führt zur Hoffnungslosigkeit und zugleich zu einem ganz verkehrten Glauben an Heilsbringer oder Programme, die alles zu lösen versprechen.

- Echtes Vertrauen erkennt man daran, dass es sich nicht scheut, von dem, was da ist oder erkennbar ist, auszugehen.

- Echtes Vertrauen hat keine Angst, die gegebenen Umstände beim Namen zu nennen oder sie zu unterschätzen, seien sie noch so düster.
- Aber echtes Vertrauen trägt noch über die düstersten Zukunftsaussichten hinaus, weil es aus einer Quelle fließt, die nicht dem Werden und Vergehen unterworfen ist. Und hier sind wir bei dem Thema Religion.

Dass wir die Enzyklika *Laudato si'* als starkes Zeichen der Ermutigung erlebt haben, kommt aus ihren religiösen Dimensionen. Im 1. Korintherbrief des Paulus werden sie im 13. Kapitel angesprochen: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“.

Was können wir mit Glaube, Hoffnung und Liebe in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen über Umwelt und Gesellschaft anfangen? Auf den ersten Blick sehr wenig. In politischen Diskursen verbergen sich hinter Ausdrücken wie Liebe in der Regel Interessen, die keineswegs liebevoll sind. Überspitzt formuliert: Liebe, Glaube und Hoffnung im Sinne des 1. Korintherbriefes sind unpolitisch, sie sind nicht dafür da, gebraucht zu werden, sie sind nie Mittel, nicht einmal für noch so gute und gerechte Zwecke. Glaube, Hoffnung und Liebe sind Selbstzweck. In ihnen geht es, wie der Philosoph Max Scheler formulierte, um die „Fülle des Lebens“ selbst.¹

Der Nachhaltigkeitsdiskurs ist in der Regel religiös indifferent. Wozu sollten wir Glaube, Hoffnung und Liebe im Nachhaltigkeitsdiskurs thematisieren? Wir wollen uns hier auf den Glauben konzentrieren.

Glaube ist etwas ganz Anderes als ein „Für Wahr Halten“ oder „Für Falsch Halten“. Glauben ist nicht ein Meinen, sondern eine Einstellung unseres Bewusstseins gegenüber allem, was uns begegnet, eine Einstellung, die in einem tiefen Vertrauen wurzelt.

Man kann den griechischen Ausdruck, *pistis*, der meist als Glauben wiedergegeben wird, auch mit *Vertrauen* übersetzen. Um dieses Vertrauen geht es uns.

In einer verfahrenen Situation ist es oft hilfreich, sich nicht auf das Negative zu fokussieren – nicht dauernd auf Schlechtigkeit der Verhältnisse zu starren und nicht steckenzubleiben in dem Gefühl, dass nichts geht. Es geht darum, gemeinsam die betreffende Situation anzuschauen. In diesem gemeinschaftlichen Anschauen aber kommen Glaube und Vertrauen ins Spiel: als die Bereitschaft, jenseits der Nöte und

¹ „Alles echte Helfen ist unmittelbarer Ausdruck der Liebe. Es ist nicht, wie man oft meint, ein Mittel zur Erzeugung von Liebe, sondern schon ihre Frucht. Die Liebe will nicht bloß das Leiden des anderen verkürzen, sie will das Gute und die Fülle seines Lebens.“ (Scheler 1954: 124 f).

Sorgen offen zu werden für Wege, Auswege, Lösungen. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass zumindest im privaten Bereich fast immer Wege, Auswege, Lösungen sich finden lassen; diese Erfahrung hängt mit einer bestimmten Art zusammen, die jeweiligen Situationen zu sehen: Nämlich mit dem Vertrauen, dass es Möglichkeiten gibt,

- im scheinbar Ausweglosen etwas zu finden, das ins Offene führt –
- also hinaus aus der Enge des Gefangenseins in den eigenen Sorgen
- und hinein in die Zukunft als den Raum neuer Möglichkeiten,
- in dem man wieder atmen und Schritte wagen kann.

Aber: Zukunft ist der offene Raum, über den wir mit all unserem Wissen nicht verfügen, sie ist der Raum unseres **Unwissens**. Unwissen macht in der Regel Angst,

- da es Kontrollverlust bedeutet,
- man fühlt sich hilflos,
- ja man kann verzweifeln.

Glaube, oder, besser gesagt, Vertrauen, ist nach Auskunft der Bibel „ein Überzeugtsein, von dem, was man nicht sieht“ (Hebräer, 11,1). Diese Formulierung macht deutlich, dass Unwissen auch ganz anders betrachtet werden kann. Es ist das Auge des Glaubens, das hier eine neue Sicht anbietet; nämlich, dass in dem, was wir nicht sehen,

- eine ungeheure Fülle von Möglichkeiten verborgen ist und dass
- diese Möglichkeiten aus der Quelle des Guten stammen;
- religiös gesprochen, könnten wir sagen: von Gott.

Natur-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler sind im Allgemeinen nicht besonders geneigt, sich mit Unwissen zu beschäftigen.

Ich persönlich habe jedoch die Annahme von Unwissen (Faber, Malte (2012) als Bereicherung erlebt. Unwissen anzunehmen kann das Leben zugleich **intensivieren und erleichtern**.

- Denn angesichts von Unwissen gibt es die Möglichkeit, entweder durch Forschung und Nachdenken außerhalb der gewohnten Bahnen neue Erkenntnisse zu gewinnen.
- Oder aber man erkennt, dass das Unwissen sich nicht beseitigen lässt.

Wenn ich weiß, dass ich aus dem Unwissen nicht herauskomme, heißt das:

- Ich kann, was auf mich zukommt, nicht steuern,

- ich kann es nicht kontrollieren.

Und das heißt auch:

- Ich brauche es nicht zu steuern,
- ich brauche es nicht zu kontrollieren.

Nachhaltigkeitspolitik stellt eine so ungeheure Aufgabe dar, dass man an geradezu verzweifeln könnte. Was hilft? Es ist das Vertrauen.

Vertrauen im zwischenmenschlichen Bereich ist die Bereitschaft, gegenüber den Menschen, denen man begegnet, in Vorleistung zu gehen.

- Ein solches Vertrauen braucht man insbesondere in der **Arena der Politik**. Es ist immer ein Risiko, sich darauf einzulassen.
- Alle wissen, wie **Eigeninteressen** von Politikern und Interessenvertretern Hindernisse aufbauen.
- Aber ich habe in der Politikberatung immer wieder erlebt, wie gegenseitiges Vertrauen geholfen hat, **unüberwindbar erscheinende Hindernisse** zu überwinden.
- Auch politisches Handeln ist auf Aspekte des Glaubens, des Vertrauens im Sinne des Hebräerbriefes **angewiesen**.

So möchte ich mir selbst ein wenig **widersprechen**: Im Anfang sagte ich: Glaube, Hoffnung und Liebe sind **unpolitisch**. Jetzt aber sage ich: Erfolgreiche Nachhaltigkeitpolitik kann es langfristig nur geben,

- wo alle, die am Erfolg mitwirken können und wollen,
- untereinander wirkliches Vertrauen aufbauen.

Aber in einer Zeit,

- wo die diktatorischen und kriegerischen Tendenzen überall auf der Welt und speziell die Politik der gegenwärtigen USA-Regierung nahezu alles zunichte zu machen *scheint*, was seit dem zweiten Weltkrieg erreicht wurde,
- ist das, was ich hier sage, nicht allzu optimistisch?

Mit dieser Frage übergebe ich jetzt an Reiner.

Reiner Manstetten Zur Dankbarkeit

Ich möchte das Thema Vertrauen durch einen weiteren Gesichtspunkt ergänzen: Dankbarkeit. Viele Verwerfungen in unseren Gesellschaften entspringen aus der Unfähigkeit zur Dankbarkeit.

Dankbar bin ich, wenn ich erfahre: Was ich habe und was mir zur Verfügung steht, ist nicht einfach da, sondern es ist **Gabe**. Dankbar bin ich, wenn ich erfahre: Das, was ich erhalten und erwerben möchte, steht mir nicht zu, es ist eine Art Geschenk. Dankbar bin ich, wenn ich Gaben und Geschenke nicht in ihrem Wert berechne, wenn ich nicht in den Kategorien von Rechtsanspruch oder Leistung und Gegenleistung denke. Umgekehrt: Danken werde ich nicht, wenn ich das Dasein des Vorhandenen für alle Zeit als selbstverständlich hinnehme. Zu danken brauche ich nicht, wenn ich auf das, was erhalten oder erwerben möchte, einen Anspruch zu haben meine, den ich einfordern, vielleicht sogar einklagen kann. Insbesondere bleibt der Dank in der Regel da aus, wo Gabe durch Gegengabe, Leistung durch Gegenleistung im Rahmen eines Preissystems abgegolten werden können.

Hinnehmen des Selbstverständlichen und Einfordern oder gar Einklagen des Fehlenden, womöglich noch mit einem Rechtsanspruch – wo das geschieht, gibt es keine Dankbarkeit. Würden unsere privaten Beziehungen durch ein solches Hinnehmen und Einfordern geprägt, so ergäben sich, das wissen wir alle, **Missstimmungen** und auf Dauer **Entfremdung**. Eine Partnerschaft ohne Dankbarkeit wird auf Dauer scheitern. In der Wirtschaft dagegen scheint diese Mentalität des Nicht-Dankens **normal**. Die Natur, aus der doch alles Potenzial der Wirtschaft stammt, ist, wie der mit Marx befreundete Philosoph Josef Dietzgen (1828-1888) meinte, „gratis da“, das angesparte Kapital sollte, solange es nicht für meine Bedürfnisse ausgegeben wird, gefälligst bleiben oder sich vermehren, und wenn ich auf dem Markt etwas erworben habe, muss ich nicht danken, sondern zahlen, und die Sache ist abgetan. In der Politik ist es komplexer: Was vorhanden ist, ist den meisten zu wenig, spätestens zum Zeitpunkt der Wahlen wird gefordert und gefordert, lauter Dinge, auf die man eine Art Recht zu haben meint, gut entlohnte Arbeit, bezahlbarer Wohnraum, kostenlose Kinderbetreuung, bedingungsloses Grundeinkommen, Sicherheit gegen jede denkbare Kriminalität und Fernhalten von allem (Dingen, Umständen und Menschen), was man als lästig, störend, befremdlich, bedrohlich oder gefährlich empfindet. Nachher gibt es dann die Enttäuschungen.

Wenn man von all den Parteien und Personen, die derartige Forderungen aufstellen, aber letztlich allenfalls stückweise erfüllen, **zu sehr frustriert** wird, wählt man, sofern man überhaupt noch wählt, vermutlich am ehesten populistische Parteien wie die AFD, die noch ungenierter als die anderen Versprechungen bieten können, weil ihnen wirkliche Verbesserungen egal sind.

Hinter all diesen Formen von Nicht-Danken stehen zwei Haltungen, die in unserer Gesellschaft weit verbreitet sind. Ihre **Problematik** wird zwar gelegentlich **registriert**, aber ihre **Relevanz für die Entwicklung unserer Gesellschaft wird unterschätzt**:

- (i) Gleichgültigkeit und Nicht-Beachtung des Vorhandenen, soweit es nicht unmittelbar genutzt wird oder Schaden zufügt. Was wir alles der Natur und der (in Dingen geronnenen) Tätigkeit von Menschen verdanken, wird einfach so hingenommen. In dieser Geringschätzung des Gegebenen kann man durchaus Abstumpfung oder, biblisch gesprochen, **Herzeshärte** erkennen.
- (ii) Die Unfähigkeit, im Bestehendem genug zu haben, der Trieb, Mehr und Mehr zu haben, die Unersättlichkeit. Aristoteles und das Neue Testament kommen darin überein, dass ihnen das Mehr und Mehr Haben Wollen (griechisch: Die Pleonexia – *πλεονεξία*) als Wurzel aller Ungerechtigkeit erscheint. Wo Pleonexia ist, kann keine Dankbarkeit sein, denn das, was da ist, ist immer zu wenig, es wird nur in seiner Mangelhaftigkeit erlebt.

Die Unterschätzung der Auswirkungen solcher Haltungen wird insbesondere an dem überlieferten Menschenbild der Wirtschaftswissenschaften deutlich, dem Homo oeconomicus. Als Normalfall des Menschseins wird der selbstbezogene rationale Nutzenmaximierer unterstellt, der keine Beziehungen zu Natur und Mensch eingehen kann, die nicht vom berechnenden Kalkül bestimmt sind. Würde dieser Mensch in der Realität zum Normalfall, so wäre das ein Unglücksfall für Natur und Gesellschaft. Wenn aber einflussreiche Diskurse unserer Zeit nichts Anderes als den Homo oeconomicus kennen, dann kann das äußerst negative Folgen für die Gesellschaft haben. Vielleicht leben wir bereits teilweise in solchen Folgen, wir können nur hoffen, dass es nicht zu spät ist. Beachten müssen wir dabei, dass kaum ein Mensch frei ist von Verhaltensmustern des Homo oeconomicus, aber diese dürfen nicht dominant werden.

Dankbarkeit dagegen ist zunächst kein besonderes Tun, sondern eine gegenüber dem Homo oeconomicus neue und andere Weise die Natur, die soziale Welt, die Wirtschaft und sich

selbst wahrzunehmen. Dankbarkeit ist also eine Haltung – aber eine solche, die dann auch Grundlage für ein Handeln werden kann.

Der Anfang der Dankbarkeit ist, ich sage es noch einmal, eine besondere Weise des Wahrnehmens. Dazu gehört eine objektive und eine subjektive Seite. Was nehme ich auf der objektiven Seite wahr? Ich erkenne überall in meinem Leben statt Selbstverständlichkeiten und Forderungen Gaben. Natur und Gesellschaft, die Basis des menschlichen Seins und Handelns, erscheinen nicht mehr als gleichgültige Gegebenheiten und, sondern als Räume von Gaben. Jegliches Natürliche, alles Soziale lässt sich als Gabe erfahren. Für die Natur hat der heilige Franziskus in seinem Sonnengesang, der mit den Worten „Laudato si““ beginnt, die Dankbarkeit in hymnischen Wendungen ausgedrückt.

Auf der subjektiven Seite übe ich mich, wenn es ums Danken geht, in der rechten Weise des Empfangens und Annehmens, die immer **von Respekt und Achtung angesichts der gebenden Instanz** geprägt ist. Kommt das Geben aus der Vergangenheit, so dass ich dieser Instanz meinen Dank nicht mitteilen kann, so ist es gut, Riten und religiöse Formen zu entwickeln, in denen dieser Gebenden angemessen gedacht werden kann.

Was die Gesellschaft angeht, ist es mit der Dankbarkeit nicht so einfach. Allzu sehr sind wir gewohnt, vor allem als Linke, zu kritisieren, was uns überkommen ist: Wirtschaftliches Kapital kann als die Grundlage von Naturzerstörung, soziales Kapital in Form von Institutionen als Träger sozialer Ungerechtigkeit, und kulturelles Kapital als hoch subventionierte Nische für das Vergnügen von Eliten wahrgenommen werden. Dankbarkeit würde keineswegs heißen, dass solche Kritik unterbleibt und die Probleme schöneredet und verharmlost werden. Aber Dankbarkeit bedeutet, in alledem Gaben, genauer gesagt: **Vor-Gaben** zu erkennen, denen wir vieles an Lebensmöglichkeiten verdanken – einschließlich der Möglichkeit, Kritik zu üben und Verhältnisse zu ändern.

Nehmen wir als Beispiel das Gesundheitssystem in Deutschland: Der kritische Blick erkennt: Es ist eine Zwei-Klassen-Medizin, es ist zu teuer, die Wartezeiten für ärztliche Versorgung werden immer länger, und vieles spricht dafür, dass es in Zukunft weitaus mehr kosten wird als heute. Aber wer nur diese Aspekte sieht, übersieht das Wesentliche: Was seit 1883 von Generationen für die medizinische Versorgung geleistet wurde und welche Anstrengung so vieler Menschen (vieles davon über alle Entlohnung und Anerkennung hinaus) nötig war und

noch heute geboten wird, damit dieser Leistungsstand erhalten und womöglich noch gesteigert werden kann.

Das Auge der Dankbarkeit macht uns nicht blind für das Schlechte, aber sensibel für das Gute, sei es offen oder verborgen. Mit dem Auge der Dankbarkeit sehen wir die Grundlagen unseres Lebens als Vor-Gaben, denen wir unser Leben verdanken, und wir erkennen (was ich hier nicht ausführen kann) wieviel an Gabenfluss im zwischenmenschlichen Bereich unbemerkt und leider auch unbedankt stattfindet.

Das Gegenbild zum Homo oeconomicus ist der Homo donator, der Mensch, der Gespür und Bewusstsein dafür hat, was er ohne Leistung empfängt, und der gibt, ohne auf Gegenleistung zu rechnen. Malte und ich glauben, dass dieser Homo donator gar nicht so selten ist – aber es wäre viel zu tun, auf der politisch-sozialen und auf der individuellen Ebene, damit er nicht die bedrohte Spezies wird, als die er gegenwärtig angesichts der Dominanz des Homo oeconomicus erscheinen kann.

Drei Zitate zum Schluss:

In seinem Essay *Die Gabe* von 1925 schreibt der große Soziologe Marcel Mauss (1872-1950):

„Der homo oeconomicus steht nicht hinter uns, sondern vor uns – wie der moralische Mensch, der pflichtbewusste Mensch, der wissenschaftliche Mensch und der vernünftige Mensch. Lange Zeit war der Mensch etwas anderes; und es ist noch nicht sehr lange her, seit er eine Maschine geworden ist – und gar eine Rechenmaschine.“

Der Philosoph Ernst Tugendhat schreibt in seinem Aufsatz „Über Religion“, der in der Aufsatzsammlung „Anthropologie statt Metaphysik“ (2007) erschien:

„Gehen wir von diesem Phänomen, vom Gebet und vom korrelativen Dank aus, so meine ich, daß das ein erstes Phänomen ist, auf das wir verzichten müssen, wenn wir nicht mehr glauben. Ich persönlich finde es schwer vorstellbar, daß Menschen nicht ein wesentlicher Aspekt ihres Lebens entgeht, wenn sie für ihr Leben und für das, was ihnen in ihrem Leben geschieht, nicht danken können.“

In der Ode „Lebenslauf“ (entstanden um 1800) von Friedrich Hölderlin (1770-1843) lautet die letzte Strophe:

„Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern’,

Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.“

Vielleicht kann man das, was wir sagen wollten, so zusammenfassen:

Die ökologische und soziale Krise ist nicht nur eine Krise falscher Entscheidungen - sondern auch eine Krise unserer Wahrnehmung.

Wenn wir die Welt nur als Bestand von Ressourcen sehen, dann werden wir sie auch so behandeln.

Wenn wir sie aber als Gabe wahrnehmen können, verändert sich etwas – nicht sofort alles, aber die Richtung unseres Handelns.

Und vielleicht ist das der Punkt, an dem Vertrauen und Dankbarkeit politisch werden.

Zum Schluss ein Satz:

Wo Dankbarkeit fehlt, schwindet das Vertrauen – und nur aus ihr entsteht eine Weise des Handelns, die Grenzen achtet und Zukunft ermöglicht.

Literatur

Enzyklika Laudato sí. Papst Franziskus (2018). Enzyklika Laudato (LS) sí von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus. 4. Auflage, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.). Libreria Editrice Vaticana.

Siehe auch: https://www.vatican.va/content/francesco/de/encyclicals/documents/papa-francesco_20150524_enciclica-laudato-si.html

Faber, Malte (2012) Unwissen und intellektuelle Redlichkeit. In Jacobi, Klaus. Mystik, Religion und intellektuelle Redlichkeit: Nachdenken über Thesen Ernst Tugendhats. Alber: 143-150.

Faber, Malte, Reiner Manstetten und John L.R. Proops (1992) Humankind and the Environment: An Anatomy of Surprise and Ignorance. Environmental Values. Volume 1 (3): 217-241.

Manstetten, Reiner und Malte Faber (2025) Ist die Welt noch zu retten? Zur Enzyklika von Papst Franziskus. Springer. Erscheint im November 2025.

Mauss, Marcel (1925) Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften. Suhrkamp Verlag.

Scheler, Max (1954) Vom Ewigen im Menschen. In: Gesammelte Werke, Bd. 5, hrsg. Von Maria Scheler, Bern/München: Francke/Kösel

Tugendhat, Ernst (2007): Über Religion. In: Ders.: Anthropologie statt Metaphysik. C.H. Beck, 2007.